

Erwachen in Gefangenschaft

Die Sprutze Appich und Kluschewski landeten in der berüchtigten Stabsbatterie im zweiten Stock. Von dort oben hörte ich letzte Nacht gräßliche Schreie, die mir tief unter die Haut bis ins Mark fuhren.

Man hatte die beiden in eine Soldatenbude mit sechs Entlassungskandidaten (E) gesteckt. Gleich nach der Ankunft befahl ihnen einer der E's: »Heh, ihr Springschweine! Schnappt euch jeder zwei Eimer und holt von draußen jede Menge Schnee, aber etwas zügig! Und macht gefälligst Ballett!!!«

Appich und Kluschewski taten, wie von ihnen verlangt. Als sich der Schneematsch in der Bude schon zu einem ansehnlichen Haufen türmte, brüllte der gleiche E: »So, und jetzt etwas zackig einen Schneemann gebaut! Betrieb!!! Ihr Springbeutel braucht Betrieb!!

Nach einer Weile nahm die Figur auch Form an, wobei ein Stahlhelm als Hut herhalten mußte. Die E's bogen sich vor Lachen und traten schließlich das Kunstwerk übermütig entzwei. Mit dem restlichen Schneematsch veranstalteten sie im Raum eine Schneeballschlacht, bis alles schwamm. Dann herrschten sie die beiden Neuen an: »Los, aufwischen!«

Das war selbst für den geduligen Appich zuviel. Er weigerte sich und entgegnete, sie sollten ihre Schweinerei doch selbst wegmachen. Daraufhin fackelten sie nicht lange, packten den »ungehorsamen« Sprutz und fesselten ihn mit zwei Koppeln ans Bett. Zu fünf hielten sie ihn fest, während ihm der Wortführer die Uniformjacke vom Leib riß. Unter der Drohung, ihm das Wort »Sprutz« in die Brust zu ritzen, setzte er martialisch das Messer an. Aber Appich glaubte wohl nicht daran, daß die E's wirklich Ernst machen würden und keuchte: »Laßt mich los! Ihr seid ja wahnsinnig, ihr Idioten!!!« Doch als er sein eigenes Blut bis zum Bauchnabel laufen sah, bäumte er sich verzweifelt auf und schrie um Hilfe. Da packten ihn die E's und schlepten ihn zum Fenster. Einer öffnete es, und die anderen hoben den sich heftig wehrenden Appich an den Koppeln über die schmale Fensterbank nach draußen. Sie drohten, ihn fallen zu lassen, wenn er nicht sofort ruhig sei. Plötzlich, Kluschewski sah es genau, brach ein Koppelschloß. Durch den starken Ruck und die höhere Belastung riß sofort auch das zweite ab, noch ehe die E's reagieren konnten. Appich entglitt ihren Händen und fiel aus dem zweiten Stock nach unten. Die E-fete fand ein jähes Ende. Schwerverletzt, mit gebrochenem Arm, Prellun-

gen und Kopfverletzungen landete Appich im Militärkrankenhaus. Kluschewski wurde unter massiven Drohungen zum Schweigen gebracht und schließlich die Sache von oben vertuscht.

Wenn ich mir einzig allein die letzten zwei Tage durch den Kopf gehen ließ, mußte ich mich immer wieder fragen, ob ich das nicht alles träumte. Das war doch ganz sicher nur ein hartnäckiger, quälender Alptraum, der im Irrenhaus spielte, oder?

Aber von wegen, ich befand mich verdammt real inmitten eines Hexenkessels, der sich NVA – Nationale Volksarmee – nannte. Und vor vier Wochen, an jenem 5. November 1985, hatte das Fiasko begonnen und mich buchstäblich über Nacht, einem Filmriß gleich, vom reizvollen Abenteuer Jugend in die Hölle verschlagen. Und das ohne Eingewöhnungsphase und ohne Fluchtmöglichkeit.

In allen Einzelheiten sehe ich noch den altersschwachen Bummelzug vor Augen, wie er sich am besagten Einberufungstag schwerfällig voranschleppte. Von der wie zum Hohn sonnengefluteten Novemberlandschaft war dank der trüben, ungeputzten Fenster nicht viel zu erkennen. Die Zukunft, speziell die vor mir liegenden 18 Monate, verursachten ein unangenehmes, flaues Gefühl in der Magengegend, das schwer loszuwerden war. Sicher, die letzte Nacht, der Abschied von Claudia hatten mich ganz schön traurig gemacht, ja wehmütig. Aber irgendwie konnte ich damals die volle Tragweite des »zur-Fahne-Müssens«, so der gebräuchliche Ausdruck für die unabwendbare Einberufung zur NVA, noch nicht erfassen. Von der Grundsatzsubstanz her eher »zartbesaitet«, hatte ich bisher vor aggressiven Burschen lieber den Schwanz eingezogen, bedrohliche Auseinandersetzungen vermieden. Trotz meiner Körpergröße von 1,90 m war ich ziemlich schlank, keine Heldenerscheinung. In den letzten Jahren hatte ich viel gelesen, meine erste Liebe kennengelernt, und natürlich wie die meisten Jungen in diesem Alter an Mopeds herumgebastelt. Nach erfolgreichem Abitur hoffte ich auf einen Studienplatz. Doch davor stand nun wie eine unüberwindliche Mauer dieser gerüchteumwitterte, furchteinflößende Wehrdienst. Und es gab kein Entrinnen.

Schon mit sieben oder acht Jahren wurde ich ständig mit dem Thema Soldatsein konfrontiert. Unsere Wohnung befand sich in einer traurigen Mietskaserne in der Nähe eines Truppenübungsplatzes. Hinter einem Sta-

cheldrahtverhau sah ich oft die in dicke, schwere Uniformen gesteckten, mit Kalaschnikows behängten, aus allen Poren schwitzenden und keuchenden Soldaten in größter Sommerhitze über die Sturmbahn hetzen. Ängstlich hörte ich die lautstarken Kommandos und Schreie der Offiziere. Beim besten Willen konnte ich mir nicht vorstellen, wie ich mit einer derartigen Tortur fertigwerden würde. Einige Soldaten blieben öfter erheblich hinter den anderen zurück und wurden dann von den Offizieren oder Feldwebeln zusammengebrüllt. Das konnte ich als Kind schon nicht begreifen. Was hatten diese armen Kerle verbrochen, daß sie so behandelt wurden? Damals schon erschien mir der Anblick dieser gehetzten Männer in ihren schweren Stiefeln und den häßlichen Gasmasken wie ein Alptraum, den man schnell verdrängen mußte. Am liebsten wäre ich von kleinauf nie älter als 18 Jahre geworden, um von diesem Drill und Abrichten verschont zu bleiben.

Während ich derartigen Gedanken nachhing, hielt plötzlich der Bummelzug in Hermsdorf. Etwa 20 LKW mit Pritschenaufbau in schmutzigem Armeegrün standen bereit, um die neuen Rekruten zur Kaserne zu bringen. Die mürrischen Gesichter und der barsche Ton der Fahrer und Unteroffiziere ließen erst gar keinen Zweifel über das nahende Geschehen aufkommen.

Die letzten Monate vor der Einberufung waren eigentlich sehr glücklich verlaufen. Im Februar feierte ich meinen achtzehnten Geburtstag, im Juni mein Abitur und den gleichzeitigen Facharbeiterabschluß als Maschinenbauer. Schließlich bekam ich sogar den Studienplatz für Polytechnik in Erfurt. Und das trotz Weigerung, mich für die für Studenten obligatorischen drei Jahre Wehrdienst zu verpflichten. Schon bei der »Musterung« stellten sich die Weichen in verhängnisvoller Richtung: Ich wurde gefragt, ob ich bereit sei, mit der Waffe in der Hand die Staatsgrenze der DDR zu schützen, was ich mit der Begründung ablehnte, nicht auf Menschen zielen oder schießen zu wollen. Da die Machthaber aus bekannten Gründen nur schießwillige Befehlsempfänger an der Grenze gebrauchen konnten, vergaltten sie mir meine Ablehnung mit doppelter Münze: sie schickten mich in die berüchtigte Raketeneinheit Tautenhain. Was dort auf mich zukommen würde, ahnte ich damals noch nicht. In Tautenhain hätte ich im Ernstfall auch schießen müssen, nur eben nicht mit Gewehren, sondern mit Atomraketen.